

Génia Walaschek – der Sans-Papier in der Nati

Er war Russe, er war Schweizer, dann staatenlos. Er war der Sohn seiner eigenen Grossmutter. Rein bürokratisch betrachtet und dank einer kleinen Schummelei eines reformierten Pfarrers in Moskau und eines Konsulatsbeamten. Insgesamt spielte er 26 Länderspiele in der Fussballnati, die Hälfte davon als Sans-Papier. Er ist der einzige Schweizer Fussballer, der zu einer literarischen Figur geworden ist. In «Il Sogno di Walaschek» («Walascheks Traum»), einem Roman des Tessiner Schriftstellers Giovanni Orelli, unterhält er sich mit Paul Klee im fiktiven Dialog. Und auf einem Bild von Klee, und das ist wieder Wirklichkeit, keine Fiktion, kommt der Name Walaschek ebenfalls vor, halb übermalt von einem von Klee hingeworfenen «O».

Eugène «Génia» Walaschek – das tschechische -cek seines Namen wurde im Laufe der Zeit zu -schek helvetisiert – lebt in Genf. Im Wohnzimmer zeigt der 89-Jährige auf ein kleines Porträt an der Wand: abgebildet Jenny Morel, seine Grossmutter mütterlicherseits. «C'est elle qui m'a servi de maman.» Das ganze Leben sei sie, die Grossmutter, ihm Mutter gewesen, sagt er im September 2005 beim Gespräch für dieses Buch.

Am 20. Juni 1916 wurde Walaschek in Moskau geboren, in eine Familie hinein, in der sich fünf Nationalitäten mischten: seine Mutter, eine geborene Arendt aus Deutschland, sein Grossvater mütterlicherseits ein Morel aus dem Neuenburgischen, von Beruf Uhrmacher und ausgewandert nach Moskau, sein Vater, Pianist und Professor am Moskauer Konservatorium, ursprünglich Tscheche, seit 1911 Bürger des zaristischen Russlands, dazu die Grossmutter väterlicherseits aus Ungarn, eine Zirkusreiterin.

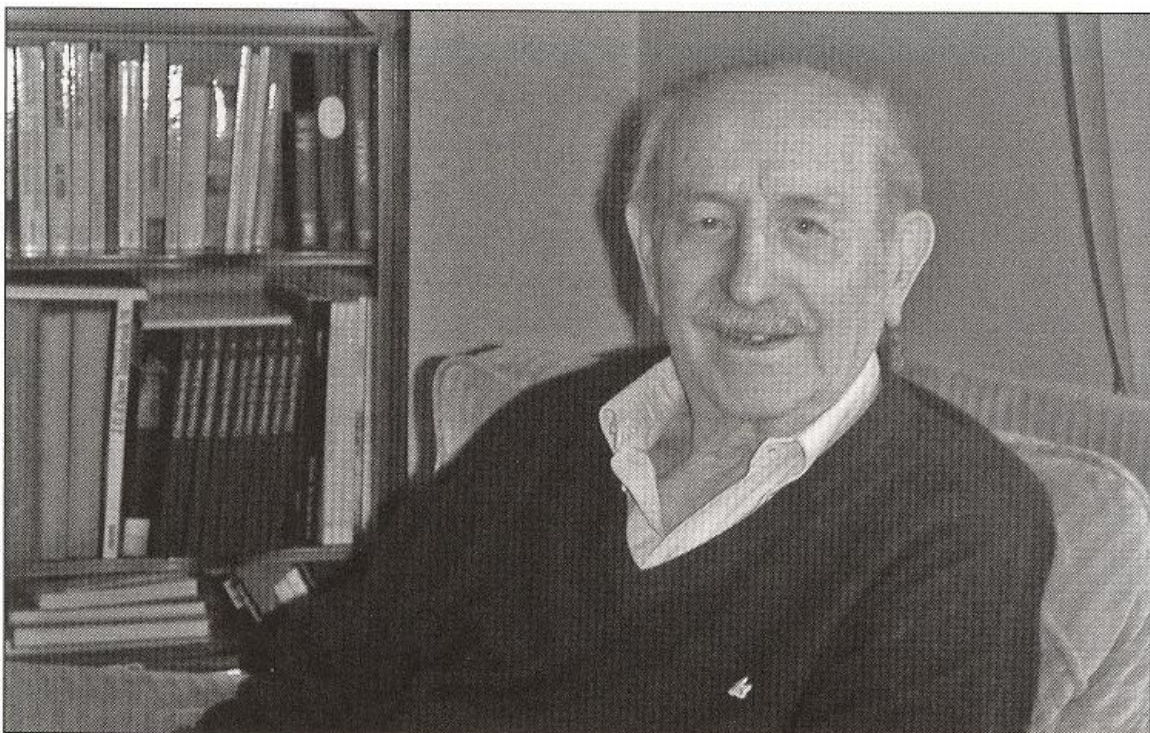
Nach der russischen Revolution von 1917 kehrten rund 8.000 Russlandschweizer in ihre alte Heimat zurück. Am 7. März 1919 trafen mit dem dritten Zug der vom Bund organisierten Rückführung 350 Personen im Bahnhof Basel ein. Darunter der gut knapp dreijährige Eugène, seine Grossmutter Jenny Morel und sein Onkel Georges Morel. Eugènes Eltern waren in Moskau geblieben. «Russland, das war ihr Land, ihre Heimat», sagt Walaschek, der seine Eltern erst mehr als ein halbes Leben später wiedersieht, in den 1960er Jahren in Wien, wohin zu reisen sie vom Sowjet-Regime die Erlaubnis bekommen werden.

Dann wird ihm sein Vater sagen: «Wenn du damals in Russland geblieben wärst, wärst du jetzt tot.» Nicht aus politischen Gründen habe ihn sein Vater in die Schweiz bringen lassen, sagt Walaschek. «Es ging ums Überleben. Man war froh um jedes hungrige Maul weniger am Tisch.»

Auf den Reisedokumenten war Eugène als Sohn seiner Grossmutter eingetragen. Pastor Brunschweiler von der reformierten Pfarrei in Moskau hatte das veranlasst, vollzogen hatte diese kleine Irregularität ein Schweizer Konsulatsbeamter in Moskau. Aus dem Russen Walaschek war der Schweizer Morel geworden, die Einreise 1919 verlief problemlos, und als Eugène Morel lebte Walaschek in Genf – bis zum achten Lebensjahr. Da ging Grossmutter Morel ins Hôtel de Ville, um die Umstände ihres Enkelkindes zu erklären – aus Angst, dass eine allfällige Rückkehr eines Schweizer Buben namens Morel nach Russland mit bürokratischen Schwierigkeiten behaftet wäre, denn eine Heimkehr nach Moskau war eine Option. So wurden Eugènes persönliche Verhältnisse regularisiert: Er bekam den Namen Walaschek zurück, verlor aber die Schweizer Staatsbürgerschaft und wurde zum Sans-Papier.

Am 18. Juni 1932 wurde Walaschek, mittlerweile Schüler der École Supérieure de Commerce in Genf, vom eidgenössischen Justiz und Polizeidepartement ein Nansen-Pass lautend auf die Nr. 4119 ausgestellt, ein Dokument für staatenlose Flüchtlinge und Emigranten. Drei Jahre später reichte er ein Einbürgerungsgesuch ein.

«Die Nachforschungen über Walaschek ergeben ein günstiges Bild», hält ein auf den 20. Mai 1935 datierter Bericht des «Service Cantonal des Naturalisations» von Genf fest. Und weiter: «Die finanzielle Situation des Antragstellers scheint uns nicht gesichert. Mme Morel, seine Grossmutter, hatte in Russland ihr Vermögen verloren. Der Antragsteller ist deshalb von der Zahlung des Schulgeldes an die École de Commerce in der Höhe von Fr. 125.-- pro Jahr befreit.»



«Russland, das war ihr Land, ihre Heimat»: Eugène Walaschek über seine Eltern.

Dem Gesuch um Einbürgerung wurde 1935 auf eidgenössischer Ebene entsprochen, die Behandlung in Genf aber um ein Jahr verschoben, schliesslich wurde das Gesuch vom Genfer Conseil Municipal gutgeheissen, am 17. Dezember 1937 aber vom Genfer Kantonsrat abgelehnt.

Walaschek war das Opfer politischer Intrigen im angespannten Klima im Genf der 1930er Jahre geworden, wo sich – in der Folge der Wirtschaftskrise und des Aufstiegs des Totalitarismus in Europa – gegen eine moskauhörige Linke eine faschistische Rechte formiert hatte. Die Folge waren: Streiks, Strassenkämpfe und 13 Tote, als die Armee im November 1932 das Feuer auf eine antifaschistische Demonstration eröffnete. Den Genfer Sozialisten um den Stalin-Bewunderer Léon Nicole war Walaschek suspekt. Das war einer, der aus Russland kam, einer, der das Paradies verlassen hatte. Ein gefundenes Fressen auch für den SATUS, den linken Arbeitersportverband, der auf Walascheks Rücken seine Fehde mit dem Schweizer Fussball- und Athletikverband, heute SFV, austrug.

Im September 1937 hatte der Fussball- und Athletikverband Walaschek, obwohl noch ohne Schweizer Pass, erstmals für ein Länderspiel aufgeboten. Der 21-jährige Stürmer vom Servette FC erkämpfte sich in der Folge einen Stammplatz. «Der SATUS», sagt Walaschek, «nutzte das, um Stimmung gegen den Fussballverband zu machen, um zu sagen, dass die einen Ausländer in der Schweizer Nati spielen lassen.»

Es kam noch kruder: Walaschek geriet auch von der faschistischen Rechten unter Beschuss. Im Vorfeld des WM-Qualifikationsspiels Schweiz - Portugal 1938 in Mailand schossen sich italienische Zeitungen auf den Nicht-Schweizer in den Schweizer Reihen, auf Walaschek den «Russen» ein. Von «kommunistischen Zellen im Schweizer Sport» habe die Mussolini-Presse geschrieben, erzählt Walaschek. Gemeint damit sei er gewesen. Vor dem Portugalspiel entzog die FIFA dem Staatenlosen die Spielberechtigung für die Nati mit dem Hinweis, «wonach zur Weltmeisterschaft nur «sujets du pays» spielberechtigt seien», wie der damalige FIFA-Sekretär Ivo Schricker im «Sport» vom 2. Mai 1938 ausführte. Den Ausschluss des Servettiens empfand man hier zu Lande als «eine ungewöhnliche Unfreundlichkeit des Exekutivkomitees der FIFA, wenn es nicht begreifen will, dass unser Spieler Walaschek für uns nun einfach Schweizer ist, wenn auch sein Pass ein sog. Nansenpass ist» («Sport», 29. April 1938). Ohne Walaschek, «unseren besten Stürmer im Moment» («Le Sport Suisse»), gewann die Schweiz gegen Portugal 2:1 und war für die WM 1938 in Frankreich qualifiziert.

Nichtsdestotrotz: Walaschek reiste mit der Mannschaft an die Endrunde nach Paris. «Ich erinnere mich noch sehr gut, als mir Nationaltrainer Rappan am Tag vor dem ersten WM-Spiel sagte: «Lass dich massieren!» Das bedeutete: Ich durfte spielen.» Der FIFA-Kongress hatte mit 14 zu 10 Stimmen einem Wiedererwägungsgesuch des Schweizer Fussballverbandes stattgegeben. Den damaligen FIFA-Präsidenten Jules Rimet soll dies zur Bemerkung veranlasst haben, welche Macht doch der Fussball sein könne, da Walaschek

via Fussball eingebürgert worden sei, bevor dies die politischen Behörden getan hätten. Der Genfer relativiert das heute: «Die FIFA hatte ja auch nichts dagegen, dass Nazi-Deutschland nach dem «Anschluss» von Österreich 1938 mit fünf Österreichern spielte.»

Nach dem Schweizer Sieg im Wiederholungsspiel gegen Grossdeutschland, zu dem Walaschek ein Tor beisteuerte in einem Rencontre, dessen Bedeutung angesichts der politischen Umstände weit über das Sportliche hinausging, wurde die Schweiz von einer regelrechten Euphorie erfasst und auch von der Idee, dass das kleine Land den Vormarsch von Hitler-Deutschland gestoppt habe. Auf dem Fussballplatz zumindest.

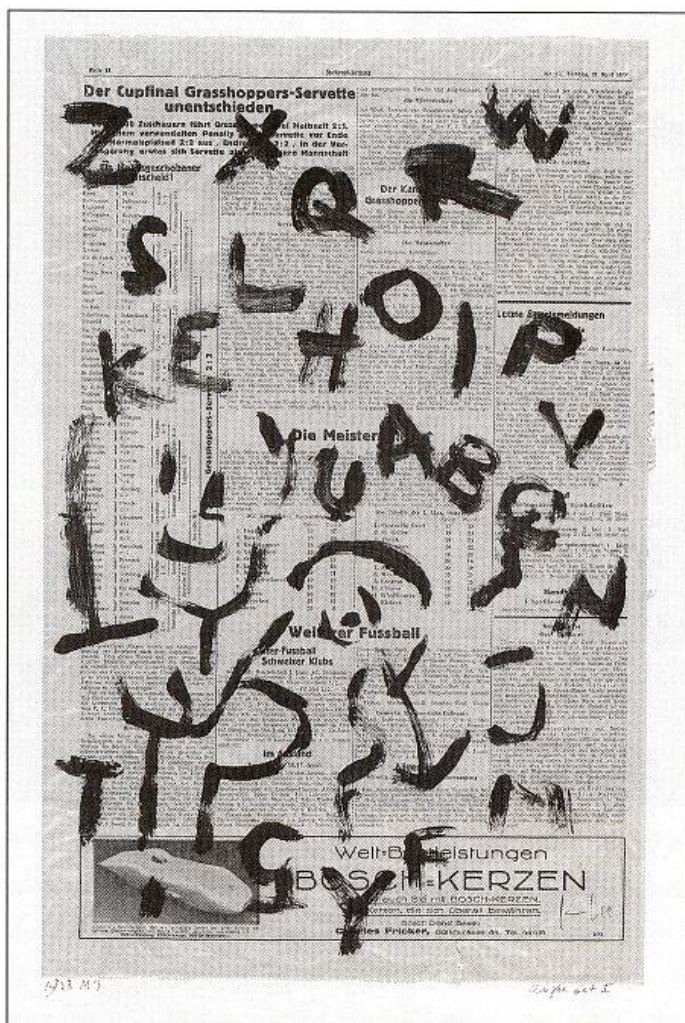
«Nun war es die Schweiz», sagt Walaschek, «die unbedingt wünschte, mich einzubürgern, mehr noch als umgekehrt.» Im Oktober 1938 wurde er zum zweiten Mal und nun von Amts wegen Schweizer Staatsbürger: Génia Walaschek, damals Student der Wirtschaftswissenschaften, später Direktor der Finanzkontrolle der Stadt Genf, ein schmächtiger Bursche und exzellenter Techniker, einer der Helden von Paris im Schweizer Fussballkampf gegen Hitler-Deutschland. Ein anderer Walaschek sollte an einer anderen Front gegen Nazi-Deutschland kämpfen: Walascheks jüngerer Bruder Dodik liess im Zweiten Weltkrieg als Soldat der Roten Armee sein Leben. Kennen gelernt haben sich die beiden Brüder nie.

Im Jahr 1938 setzt auch Giovanni Orellis 1991 erschienener Roman «Il sogno di Walaschek» ein, genauer bei Paul Klees Pinselzeichnung Alphabet I, heute im Kleemuseum in Bern. Sujet der Zeichnung: die Buchstaben des Alphabets und einige Hieroglyphen, mit Wasserfarbe hingeworfen auf die Seite 13 der «National-Zeitung» vom 19. April 1938 mit dem Spielbericht vom Cupfinal zwischen Servette und den Grasshoppers. Zufall? Oder wählte Paul Klee den Matchbericht absichtlich für seine Zeichnung? Weshalb tilgte Klee mit seinem «O» die Hälfte des im Matchbericht erwähnten Walaschek? Um die Bedeutung dieses «O» kreist Orellis Roman, der zuhauf fiktive Figuren und historische Personen unterschiedlicher Epochen zu einem bald philosophischen, bald rustikal derben Symposium zusammensetzt.

Man müsse die Sprache der Germanen von Grund auf wieder neu formen, reinigen von der ideologischen Verseuchung, wieder bei null beginnen, sagt der «von der Bande mit dem Hakenkreuz als degenerierter Künstler bezeichnete» Paul Klee zu Walaschek. «Und welche Rolle spiele ich bei dem Ganzen?», fragt der Fussballer. «Du hattest die Nummer 8 des Halbstürmers. Und ich, indem ich dich entzweischneid, reduzierte dich auf null.» Die Formatierung von Sprache und Welt im Jahr 1938 kurz vor der Katastrophe des Zweiten Weltkriegs: thematisiert auf Zeitungspapier von Paul Klee, geträumt von Walaschek in seinem Traum von idealen Mannschaften, zunächst reinen Fussballformationen, dann von Equipen, zusammengesetzt aus Personal unterschiedlichster Sparten der Menschheitsgeschichte. «Ohne Klee wäre Walaschek nichts mehr», lässt Orelli eine seiner Figuren sagen. Der Ballkünstler, vom Künstler, mag er Klee oder Orelli heissen, vor dem Vergessen bewahrt, gar ins hymnische Pathos lateinischer Poesie überführt – «alme sol, curru nitido



26 Partien in der Nati, die Hälfte davon ohne Schweizer Pass: Walaschek (mit Ball) vor seinem Debüt 1937 gegen Österreich; im Kriegsländerspiel gegen Schweden 1942 (oben).



«Ohne Klee wäre Walaschek nichts mehr»: Die Pinselzeichnung Alphabet I von Paul Klee – vom Maler hingeworfen auf die Seite 13 der «National-Zeitung» vom 19. April 1938 mit dem Bericht vom Cupfinal Servette - GC.

Paul Klee
 Alpha bet I, 1938, 187
 Kleisterfarbe auf Papier auf Karton
 53,9 x 34,4 cm
 Zentrum Paul Klee, Bern

diem qui promiss ... possis nihil optimo Walaschek visere maius» (nährende Sonne, die du auf strahlendem Wagen den Tag hervorbringst ... nichts Grösseres als den vortrefflichen Walaschek könntest du sehen) – auch das ist eine Spielart der Gedächtnisbildung, die Orellis Roman in Anlehnung an Formen antiker Sportlyrik pflegt.

Den Maler Paul Klee hat Génia Walaschek nie persönlich kennen gelernt. Der Cupfinal, der für die Zeichnung Alphabet I die Vorlage geliefert hatte, endete 2:2 und wurde am 19. Juni wiederholt, eine Woche, nachdem die Schweiz das WM-Viertelfinale gegen Ungarn 0:2 verloren hatte. «Mit Minelli (Grasshoppers) und Aeby (Servette) in der Mannschaft wären die Ungarn in unserer Reichweite gewesen», ist Walaschek überzeugt. Doch nach einer Absprache zwischen Servette und den Grasshoppers sei beschlossen worden, die beiden angeschlagenen Spieler für das Wiederholungsspiel des Cupfinals zu schonen und nicht gegen Ungarn einzusetzen. Dass die Schweiz ihre Chancen für eine WM-Halbfinalqualifikation wegen eines Cupfinals kompromittiert habe, ärgert Walaschek noch heute.